



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Hars, was guckst so still für di
Über 's Brucke'gländer;
Sag, denkst grad vielleicht an mi,
Oder machst Kalender? —

Noi', Kalender mach i net,
Aber denk mit Schmerze,
Wenn i no de Schlüssel hätt
Zu me gewisse Herze! —

's schwimmt a Fischle wohl damit
Zwische Berg und Wange*),
Und wenn du de Schlüssel witt,
Muescht halt 's Fischle fange! —

Was zum Schluß die Orthographie betrifft, so herrscht dabei völlige Willkür. Jeder Dichter macht sich seine eigne. Es wäre von unzweifelhaftem Vorteil, wenn in dieser Beziehung ein Zusammengehen erstrebt würde. Auch Wischer, der wohl als erste Autorität Geltung hätte haben sollen, ist nicht durchgedrungen. Grimlinger hat die Orthographie in „Mei Derhoim“ wohl am frühesten etwas zu regeln versucht. Vielleicht ließe sich aber doch eine Einigung erzielen — wenigstens soweit es bei den verschiedenen Lautklängen und Schattierungen der Aussprache überhaupt möglich ist — wenn guter Wille dazu vorhanden wäre. Wir kommen später vielleicht einmal ausführlicher hierauf zurück, ebenso auf die hier nicht berücksichtigte schwäbische Prosadichtung.

*) Zwei Dörfer am Neckar, nahe bei Stuttgart.



Litteratur.

Confucius und seine Lehre. Von Georg von der Gabelenz. Mit Titelbild.
Leipzig, Brockhaus, 1888.

China kann man nach der Meinung des Verfassers mit mehr Recht confucianisch, als Europa christlich nennen, und so hat sich ihm die gedankenreiche, von großen Gesichtspunkten aus entworfene Charakteristik des Confucius zu einem Charakterbilde des chinesischen Staatswesens in fortlaufendem Vergleich mit der europäischen Kultur ausgeweitet. Für Gabelenz ist Confucius einer der größten Menschen, die je gelebt haben, wenn man die geschichtliche Größe eines Mannes nach der Zeit, dem Raume und der anhaltenden Kraft seiner Wirksamkeit bemessen kann. Confucius beherrscht China seit dem sechsten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung bis auf den heutigen Tag; weder der Buddhismus, noch die Völkerkriege, noch der Mohammedanismus konnten seine Macht im Laufe der Jahrhunderte schwächen, vielmehr haben die zähen Chinesen ihre Eroberer bekehrt. Man darf

auch nicht das landläufige Urteil von dem Stillstand der chinesischen Kultur wiederholen. Die Geschichte Chinas weist der politischen Umwälzungen und der geistigen Wandlungen nicht weniger auf, als die Geschichte Europas, hat aber vor ihr eine größere Einheit, Urwüchsigkeit und nationale Geschlossenheit voraus; ihre Anfänge reichen in die allerfrühesten Zeiten des Altertums zurück, für die in Europa Nachrichten überhaupt fehlen. Der Stillstand Chinas ist nur scheinbar, er ist nur für den Uneingeweihten da, der die Ausbildung der nationalen Eigenart nicht ins einzelne verfolgen kann; in Wahrheit ist eine Entwicklung vorhanden. Als Confucius auftrat, war China politisch in starker Zerrüttung; die einzelnen Provinzen bekämpften sich untereinander, und mit ihren Lehns Herren an der Spitze gegen den Kaiser. Hier Ordnung zu schaffen, dem Reichsoberhaupte Ansehen, dem Lande den Frieden zu erringen, erfaßte Confucius als seine staatsmännische Aufgabe. Gabelenz wendet sich gegen die Auffassung des Confucius als eines „Stifters,“ sei es einer Religion oder des Staates. Er war kein Neuschöpfer, schon deswegen nicht, weil er in seiner politischen Weisheit grundsätzlich an die volkstümlichen Ueberlieferungen auf allen Lebensgebieten anknüpfte. Er sammelte und studirte eifrig die Volkslieder und begründete ihre Autorität. Er achtete die chinesische Liebe für äußere Höflichkeitsformen, für das viel verwickelte Ceremoniell, aber er bemühte sich, die leeren Formen der Sitte mit wahrer Sittlichkeit zu erfüllen. Er arbeitete das chinesische Strafgesetzbuch so aus, daß der große deutsche Staatsrechtslehrer Feuerbach es noch bewundern mußte. Auch in der staatlichen Ordnung knüpfte er an das Vorhandene an: es blieb beim patriarchalischen Absolutismus, der aber in China ein andres Gesicht als in Europa zur Zeit Metternichs annahm. Confucius tastete auch nicht die Vorstellung an, daß das Reichsoberhaupt der heilige Mittler zwischen dem Himmel und der Erde sei, wie er überhaupt alle religiöse Fragen auf sich beruhen ließ. Diese Vorstellungen hinderten allerdings nicht, daß einem unwürdigen Reichsoberhaupte vom Volke der Gehorsam gekündigt wurde; ebenso wenig war der Absolutismus ein Hindernis dagegen, daß das Volk gelegentlich selbst Polizeigewalt übte. Das Merkwürdigste an Confucius ist seine staatsmännische Größe, die das ganze System der praktischen Philosophie so zu gestalten wußte, daß das Staatswohl in seinen Mittelpunkt trat. Eine gewisse Mächtigkeit zeichnet die confucianische Sittenlehre aus; sie rechnet mit der Menge, mit der menschlichen Eitelkeit, Ruhmgier und Selbstsucht. Aber sie preist auch das *li*, d. h. das Maßhalten, etwa dasselbe, was den Griechen mit dem Begriffe der *Kalokagathia* vorschwebte; sie stellt die Liebe zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit an die Spitze aller Tugenden und läßt keine mittelalterliche oder japanische Romantik aufkommen. Wunderlich ist die große Bedeutung der Musik im Gemütsleben des Confucius, denn chinesische Musik halten wir Europäer für sehr unmelodisch; und ein Schaden für die chinesische Kultur wurde es, daß Confucius ein talmudisch-scholastisches Werk „die Wandlungen“ über alles hoch schätzte, denn infolgedessen gerieten die Chinesen in die Bahnen müßiger metaphysischer Betrachtung, während die Europäer durch alle Scholastik sich zur Naturforschung durcharbeiteten. Dies die wichtigsten Gedanken aus dem ausgezeichneten Vortrage des gelehrten Sprachforschers.

Ferdinand David und die Familie Mendelssohn-Bartholdy. Von Julius Eckardt.
Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1888.

Ueber Mendelssohns Familie und Freunde fließen die authentischen Berichte immer reichlicher. Diese Fülle der Mitteilungen hat eine innerliche Berechtigung, da

dieser Kreis viele eigenartige und hochgebildete Personen umfaßt. Für unsre Zeit kommt noch der Umstand hinzu, daß noch viele Musikfreunde leben, die ihre schönsten künstlerischen Erinnerungen in die Zeit verlegen, wo Mendelssohn den Taktstock schwang und neben und unter ihm vortreffliche Männer wie Moscheles und David wirkten. Das Bild Mendelssohns selbst kann durch neue Beiträge kaum noch geändert oder bereichert werden. Diejenige Gestalt, welche durch Eckardt's Buch in den Vordergrund des Interesses gestellt wird, ist die Mutter Felix Mendelssohns, eine außerordentlich lebendige und geschickte Frau, von deren Beweglichkeit ein gutes Teil in die Natur des Sohnes übergegangen zu sein scheint. Zu den Briefen, die den Hauptinhalt des Textes bilden, hat Eckardt einen guten verbindenden Text geschrieben. In ihm finden wir Bilder von dem öffentlichen und künstlerischen Leben in Hamburg, Kassel, Leipzig und Berlin aus der Zeit Davids und Mendelssohns, die ungemein farbig, glatt und rund wirken. Was die rein musikalischen Ansichten und Urteile betrifft, so nennt sich Eckardt im Vorworte selbst „sachlich unlegitimirt.“

Alexander. Drama von Hans Herrig. Dritte umgearbeitete Ausgabe. Berlin, Fr. Luchhardt, 1888.

Den Versuchen der Kunst, vielbehandelte, aber nicht bewältigte Stoffe neu zu gestalten, um sie dennoch für die Bühne zu gewinnen, folgt der literarische Mensch immer mit besondrer Teilnahme, denn nichts ist für die Einsicht in das Wesen der dramatischen Kunst lehrreicher, als solch ein Studium. Wie Nero, Konradin, Marino Falieri, König Erich, Columbus, so gehört auch die Geschichte Alexanders des Großen zu jenen Stoffen, die viele Liebesmühe unbelohnt ließen. Hans Herrig seinerseits gehört zu jenen Dramatikern, die mit Vorliebe solche ungelöste Aufgaben der Kunst neu aufgreifen; Erfolg hat er bisher nur mit seinem Lutherfestspiele gehabt. Er ist gewiß ein interessanter Schriftsteller, ein redlich strebender Künstler, der ernst genommen werden muß, weil er ernst auftritt. Allein seine Leidenschaft, recht tiefinnig zu dichten, in jedem Werke seine wagnerisch-schopenhauerisch-buddhistische Weltanschauung darzustellen, viel „hineinzugeheimnissen,“ läßt in ihm eine naive Kunst so wenig gedeihen, als in dem Leser einen unbefangenen Genuß seiner Dramen. Der philosophische Pferdefuß ist überall deutlich darin merkbar. Man respektirt den Geist des Verfassers, aber man bleibt kühl; es wäre besser, man müßte weniger bewundern und mehr fühlen, weniger nachdenken, aber dafür hingerissen werden. Aber was aus der Reflexion geschaffen wurde, spricht wieder nur die Reflexion an und dringt nicht zum Gemüte.

Herrigs neuestes Drama „Alexander“ will uns im dichterischen Gegensatz zwei wesentlich verschiedene Lebensanschauungen vorstellen. Die eine ist vertreten durch Calanus, den Inderkönig, der seiner Macht und seinem Besitze entsagt hat, um als Bettler die Welt zu durchstreifen und den größten Menschen zu suchen, den ihm ein Stern angekündigt hat; dem gegenüber steht der Grieche Alexander, den jener merkwürdige Stern dem Calanus eben als den gesuchten größten Menschen bezeichnet, der aber nichts von Entfagung wissen will, im Gegenteile nie satt genug am Länderbesitze wird und endlich darüber den Verstand verliert. Herrig stellt uns also zwei Typen der Menschheit hin und fordert unser Urteil, unsre Wahl zwischen beiden heraus, nicht aber unsre menschliche Teilnahme an den Geschehen der beiden Männer. Das giebt seinem Drama den Charakter eines Lehrgedichts. Das Drama Herrigs enthält nur eine wirklich dramatisch anmutende Szene, nämlich in der ersten Hälfte des dritten Aktes. Es wird der Sieg Alexanders über

Darius durch ein Bacchanal gefeiert; sein alter Erzieher Klitus wird dem von dem Siege, dem Weine und der Luft berauschten Heldenjünglinge Alexander durch unkluge, vorwichtige, schulmeisternde und jedenfalls sehr unzeitgemäß nörgelnde Reden lästig, so sehr, daß der aufbrausende Alexander den alten Schulfuchs ersticht. Aus dieser That zieht aber Herrig leider keine weiteren Folgen, sie ist nur ein Charakterzug Alexanders unter mehreren andern. Dem Drama fehlt es somit nicht an Handlungen, wir begleiten ja Alexander von seinem ersten Betreten des asiatischen Bodens bis zu seinem Zuge nach Indien, zur Meuterei der Soldaten, bis zu der Rückkehr über Arabien und Aegypten, wo ihn schlaue Priester für den Sohn des Zeus Ammon erklären; aber die Gestalt Alexanders bildet nur einen epischen Mittelpunkt, keinen dramatischen. Es fehlt an der durchgehenden Einheit einer einzigen Handlung. Die Entwicklung eines bestimmten Charakters im Laufe seines Lebens darzustellen, ist so recht eine epische Aufgabe. Darum geben die fünf Akte des Stückes eine Reihe von mehr oder weniger symbolisch bedeutsamen Bildern; aber eine Spannung von Akt zu Akt, die uns die Zukunft unsers Helden ahnungsvoll erwarten ließe, kommt gar nicht auf. Anstatt uns immer tiefer in die Teilnahme für das Geschick des Helden zu verstricken, damit wir die höchste genußvolle Täuschung der dramatischen Kunst erleben, führt uns Herrig einen ganz entgegengesetzten Weg: er entfremdet Alexander von Akt zu Akt unserm Gemüte; nicht aber so wie z. B. Shakespeare einen Macbeth, um ihn dann unserm Mitleid wieder zuzuführen, sondern um ihn am Schlusse des Stückes ganz und gar verächtlich zu machen. Am Anfange steht Alexander groß, herrlich, edel, hinreißend lebenswürdig, ein echter Grieche, ein zweiter Achill da; je mehr wir aber vorwärtslesen, um so tiefer gestaltet sich sein sittlicher Verfall. Alexander nimmt die Gesinnung des asiatischen Despoten und Barbaren an, den er soeben niedergeworfen hat, nichts mehr von edler griechischer Menschlichkeit in ihm, am Ende wird er toll, größenwahnsinnig, läßt sich wie ein Gott verehren, bricht aber auch an physischer Entkräftung zusammen. Wie wir uns für einen solchen verkehrten Helden erwärmen sollen, ist nicht einzusehen. Tragisch ist dieser Held doch gewiß nicht. Aber die pessimistische Aesthetik Hans Herrigs hat offenbar etwas für schön gefunden, was uns naive Menschen geradezu abstoßen muß. Es will uns als die größte Verkennung des Wesens der dramatischen Kunst erscheinen, wenn Herrig vom Zuschauer eine so philosophisch voraussetzungsvolle Haltung im Angesichte der Bühne erwartet, wie er selbst sie von seinen in den Dienst philosophischer Tendenz gestellten Gebilden einnimmt. Wie wenig dramatisch Herrig fühlt, kann auch eine Einzelheit beweisen. Im dritten Akte heiratet Alexander die junge schöne Wittve Roxane. Im folgenden Akte wird ihm schon die Geburt seines Sohnes angekündigt. Wir fürchten, manches Parterrepublikum wird dabei lachen. Wohl darf der Dramatiker frei und keck mit der Zeit wirtschaften, denn am Ende kennt das Drama die Zeit so wenig als der Traum; allein es darf uns nicht eine ungeschickte Wendung an die prosaischen Bedingungen der Ereignisse erinnern, sonst erwachen wir aus der traumhaften Täuschung; die Zeit muß ganz unbestimmt im Drama gelassen werden, sonst lachen wir nur zu gern.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
 Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.